

# Die Trivialisierung der Studierenden

## Die Kultusministerkonferenz und die Hochschulrektorenkonferenz drohen in die Kompetenzfalle zu tappen

Stefan Kühl, 05.07.2016

[stefan.kuehl@uni-bielefeld.de](mailto:stefan.kuehl@uni-bielefeld.de)

### Working Paper 4/2016

„Kompetenz“ scheint zum neuen Lieblingswort der Hochschulpolitiker zu werden. Im aktuellen Entwurf für eine gemeinsame Erklärung von Kultusministerkonferenz und Hochschulrektorenkonferenz zur Studienreform (Text liegt der Zeitung vor) heißt es, dass die Hochschulen zu einem „durchgängig kompetenzorientierten Verständnis von Studiengängen“ übergehen sollten. Damit verbindet sich die Hoffnung, dass „eine klare, kompetenzorientierte Beschreibung von Modulen und Lernergebnissen“ die Qualität der Studiengänge erhöht.<sup>1</sup>

Die Vorstellung hinter dem Begriff der Kompetenzorientierung ist, dass Universitäten und Fachhochschulen nicht nur den Erwerb von Fachwissen herausstellen sollen, sondern auch die Kompetenzen, die Studierende sich in jedem Schritt aneignen können. Im hochschulpolitischen wie auch im schulpolitischen Diskurs ist dabei mittlerweile nicht nur das Bekenntnis zur Förderung fachlicher, sozialer oder personaler Kompetenzen en vogue, sondern inzwischen ist gar die Rede von der Herstellung motivationaler, moralischer und emotionaler sowie von spiritueller und kreativer Kompetenz.<sup>2</sup> Dabei sollten – so die Forderung in einem die Erklärung vorbereitenden Fachgutachten – die Kompetenzziele für die einzelnen Module „konkret, klar und präzise, herausfordernd aber realistisch sowie überprüfbar“ formuliert sein.<sup>3</sup>

Wie bei allen Managementmoden – man denke nur an die Forderung nach „agilen Organisationen“, „lernenden Universitäten“ oder „wissensbasierten Unternehmen“ – macht es einem der Begriff der „kompetenzorientierten Hochschule“ schwer, dagegen zu sein. Es würde jedenfalls für erhebliche Überraschung sorgen, wenn Kultusminister und Hochschulrektoren eine gemeinsame Erklärung verabschieden würden, in der sie sich für eine „Inkompetenzorientierung“ in Lehre und Forschung aussprechen. Und es wäre auch hochschuldidaktisch schwer zu begründen, weswegen es problematisch sein sollte, wenn Studenten am Ende ihres Studiums über irgendwie geartete Kompetenzen verfügen.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> KMK; HRK (2016): Entwurf "Europäische Studienreform". Gemeinsame Erklärung von Kultusministerkonferenz und Hochschulrektorenkonferenz (Stand: 17.05.2016). Bonn: Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, S. 3.

<sup>2</sup> Gunia, Jürgen (2012): Kompetenz. Versuch einer genealogischen Ideologiekritik. In: *Textpraxis* 4, S. 1–11. Online verfügbar unter <http://www.uni-muenster.de/textpraxis/juergen-gunia-kompetenz>, URN: urn:nbn:de:hbz:6-83429580473, hier S. 1.

<sup>3</sup> Schaper, Niclas; Hilkenmeier, Frederic (2013): Umsetzungshilfen für kompetenzorientiertes Prüfen. Bonn: HRK Nexus, S. 19.

<sup>4</sup> Siehe ausführlich dazu Kühl, Stefan (2012): Modell Sprachschule. Die Effekte der neuen Mode der Kompetenzorientierung an den Hochschulen. In: *Forschung & Lehre* (12), S. 914–916.

## Das Bildungsideal hinter der Kompetenzorientierung

Hinter dem Konzept der Kompetenzorientierung steckt jedoch nicht allein die Vorstellung, dass sich Lehrende darüber Gedanken machen sollen, welche Fähigkeiten sich Studierende im Laufe ihres Studiums aneignen sollen. Das wäre banal. Schließlich gehörte es schon lange vor Beginn der Bologna-Reform zur Praxis an Hochschulen, dass Lehrende überlegen, was Studierende am Ende eines Studiums können sollten, was die Leistungserwartungen in einer Veranstaltung sein sollten und in welcher Reihenfolge Veranstaltungen sinnvollerweise studiert werden sollten. Diese Diskussionen fanden nicht nur bei der Entwicklung von Studien- und Prüfungsordnungen statt, sondern jede Abstimmung über die Lehrplanung für ein Semester, jede Debatte über den Schwierigkeitsgrad von Prüfungen und jede Diskussion über die Leistung besonders guter oder besonders schlechter Studenten im Rahmen von Begutachtungen waren Anlässe, zu denen man sich in Fachbereichen, Fakultäten und Instituten darüber vergewisserte, was Studenten eines Studiengangs können sollten und was nicht. Ob man das nun „Lernzielorientierung“ oder „Kompetenzorientierung“ nennt, ist zweitrangig.

Das Problem liegt vielmehr in dem Bildungsideal, das mit dem modischen Wort der „Kompetenzorientierung“ transportiert wird. Offensichtlich stellt man sich vor, dass für jeden Studiengang, der an einer europäischen Hochschule angeboten wird, nach einem einheitlichen Schema spezifiziert werden kann, welche Kompetenzen die Studierenden in einzelnen Modulen – oder gar einzelnen Veranstaltungen – erworben haben werden und durch welche Form von Prüfung dieser Kompetenzerwerb nachgewiesen wird. So soll dann ein europaweites Bildungskataster entstehen, in dem – für alle einsehbar – festgelegt wird, welche Kompetenzen in welchen Modulen vermittelt werden.

Die Idee dahinter ist, dass sich auch eine komplexe menschliche Handlung wie ein wissenschaftlich orientiertes Studium letztlich in beliebig viele Teilhandlungen zerlegen lässt und so standardisierbar und abprüfbar gemacht werden kann.<sup>5</sup> Jedes Kompetenzziel eines Studiums soll – so die Vorstellung – präzise beschrieben, die Methoden zur Prüfung und Zertifizierung detailliert bestimmt, die Erreichung des Kompetenzziels mit detaillierten Methoden zu dessen Aneignung hinterlegt und die Qualität der Leistungserbringung auch extern überprüfbar gemacht werden.

Die Planungsphantasie der Bildungsbürokraten in den Ministerien und Hochschulen soll mit der Kompetenzorientierung nun endlich Wirklichkeit werden. Die bisher wildwüchsigen Lernprozesse von Studierenden sollen in be- und verrechenbare Bahnen gezwungen werden. Die für die Hochschulleitungen bisher weitgehend als Blackbox erscheinenden Lehrveranstaltungen sollen ausgeleuchtet werden, und die Autonomie der Lehrenden in den Vorlesungen und Seminaren soll durch die Orientierung auf abprüfbare Kompetenzziele reduziert werden.

## Die blinden Flecken der Verfechter einer Kompetenzorientierung

Die Umstellung auf die Kompetenzorientierung wird mit der emphatischen Forderung unterlegt, sich bei der Studiengangsgestaltung nicht länger auf die Lehrenden, sondern nunmehr auf die Studierenden zu fokussieren. Bisher, so der Tenor, sei man bei der Studiengangsgestaltung davon ausgegangen, welche Wissensbestände eine Lehrende gerne vermitteln würde. Jetzt komme es darauf an, die Studierenden in die Lage zu versetzen, aus einer Vielzahl von Modulen ihr ganz persönliches Kompetenzprofil zusammensetzen und sich dies von den Hochschulen zertifizieren zu lassen. Der Anspruch im Entwurf der Erklärung der Kultusministerkonferenz und der Hochschulrektorenkonferenz ist letztlich eine Enttrivialisierung der Studierenden. Es besteht jedoch die Gefahr, dass genau das Gegenteil erreicht wird.

---

<sup>5</sup> Siehe dazu Ladenthin, Volker (2011): Kompetenzorientierung als Indiz pädagogischer Orientierungslosigkeit. In: *Profil* (9), S. 1–6, hier S. 4.

Das grundlegende Problem ist, dass der wohlklingende Kompetenzjargon nur schlecht abgestimmt ist mit der Beschaffenheit des real existierenden Studierenden an der real existierenden Hochschule. Nur vordergründig wird er dem Einzelnen gerecht, indem er ihn „dort abholt, wo er steht“ und Schritt für Schritt an höhere Leistungsniveaus heranführt. Bei genauerem Hinsehen droht das Kompetenzkonzept – wenn es durchgesetzt würde – die Studierenden auf Kompetenzaneignungsmaschinen zu reduzieren. Das kann an drei Punkten illustriert werden.

Die erste Vorstellung der kompetenzorientierten Bildungsplaner lautet, dass es möglich ist, alle Studierenden in einen Takt einzupassen. Während sich in der Didaktik gerade der Gedanke durchsetzt, dass man im gleichen Seminar auch Lernende mit ganz unterschiedlichen Grundlagen, Leistungsinteressen oder Fähigkeiten unterrichten kann, sollen nun die Lernziele der Module in immer engeren Rastern standardisiert werden. Dabei fällt gerade in der Lehre an Hochschulen auf, dass die einzelnen Studierenden in ein und derselben Veranstaltung sehr unterschiedliche Lerneffekte erzielen. Der eine lernt, verschiedene theoretische Perspektiven miteinander zu vergleichen, bei einer anderen sickert langsam ein, wie man überhaupt mit einer wissenschaftlichen Perspektive einen neuen Blick auf die Empirie gewinnen kann. Der eine lernt, den Mut aufzubringen, sich mit eigenen Beiträgen zu melden, der andere lernt, in der Textbearbeitung und beim Exzerpieren von Texten Sorgfalt walten zu lassen. Die Vorstellung, dass jeder Teilnehmer an einem Modul exakt die gleichen fachlichen oder sozialen Kompetenzen erwerben könnte, zeugt von der Ignoranz der Bildungsplaner gegenüber der nur sehr begrenzten Möglichkeit, individuelle Lernprozesse steuern zu können.

Die zweite Vorstellung, die mit der Kompetenzorientierung transportiert wird, ist, dass Lernen an Hochschulen ausschließlich im Rahmen von Modulen stattfindet. Dabei kann man mit guten Gründen davon ausgehen, dass in einem Studium erst dann sichtbare Effekte erzielt werden, wenn Studierende Interessen jenseits der formal vorgegebenen Kompetenzerwerbspflichten entwickeln. Das Erfolgsgeheimnis der Oxford University, der Princeton University oder der École des hautes études en sciences sociales in Paris liegt gerade nicht in präzise vorgegebenen Kompetenzrastern, sondern in dichten sozialen Kontakten hochmotivierter Studierender, die auch jenseits der formalen Vorgaben ein Interesse an der Schärfung ihrer intellektuellen Fähigkeiten und der Beherrschung komplexer Sachfragen haben.

Die dritte Vorstellung ist, dass mit dem erfolgreichen Abschluss eines Moduls die vorher genau definierte Kompetenz erworben werde. Veranstaltungen dieses Moduls dürften deswegen auf keinen Fall noch einmal belegt werden, weil sich ja der Student oder die Studentin die genau definierte fachliche, soziale, personale, motivationale, moralische, emotionale oder kreative Kompetenz bereits angeeignet hat. Diese Argumentation mag für die verschulten Einführungsveranstaltungen in einigen Bachelorstudiengängen noch nachvollziehbar sein. Wenn man einmal die Grundlagen der Deskriptivstatistik gelernt hat und diese anwenden kann, dann leuchtet es ein, dass man das Modul mit stark standardisierten Veranstaltungen und Prüfungen nicht noch einmal zu belegen braucht. Für Angebote in praxis- oder forschungsorientierten Masterstudiengängen ist diese Annahme jedoch gelinde gesagt abstrus. Es wäre naiv, davon auszugehen, dass ein Student, der ein Modul „Logik“, „Zeitgeschichte“ oder „Humangenetik“ belegt hat, sich in den zwei oder drei Veranstaltungen des Moduls alle notwendigen Kompetenzen in diesen Feldern angeeignet hat und ihm deswegen weitere Veranstaltungen aus dem Fachgebiet „Logik“, „Zeitgeschichte“ oder „Humangenetik“ nichts Neues bringen würden.

Man erkennt in dem Entwurf der gemeinsamen Erklärung der Kultusministerkonferenz und der Hochschulrektorenkonferenz die Intention, die Rigiditäten, die sich mit der Bologna-Reform in das Studium eingeschlichen haben, aufzuweichen: Es geht um die Schaffung von mehr Freiräumen, weniger Detailregelungen, die Zurücknahme der ECTS-Punkte als Verrechnungseinheit bei der Anerkennung von Studienleistungen und den Verzicht auf Noten zu Studienbeginn.<sup>6</sup> Mit ihrer

---

<sup>6</sup> So die Einschätzung von Johann Osel, dem als erstem Journalisten das Papier vorlag. Siehe Osel, Johann (2016): Das große Bachelor-Basteln. In: *Süddeutsche Zeitung*, 12.05.2016.

Ausrichtung auf die Kompetenzorientierung drohen die Kultusminister und Hochschulrektoren genau das Gegenteil von dem zu erreichen, was sie mit der Erklärung anstreben: Lernende werden zu Trivialmaschinen reduziert, die die Reflexion und Anwendung wissenschaftlichen Wissens nur noch in hochstandardisierten, genau definierten und präzise abprüfbareren Paketen erlernen.

### Die Effekte der Kompetenzorientierung im Studium

Welche Effekte die Kompetenzorientierung produzieren wird, ist bereits absehbar. Schon jetzt sind die Modulbeschreibungen an Hochschulen mit ihren Aussagen über die „fachlichen, methodischen, fachpraktischen und fächerübergreifenden Inhalte“ der Module, über die angestrebten Lernziele mit ihrer Spezifikation der „fachbezogenen, methodischen fachübergreifenden Kompetenzen“ und „Schlüsselqualifikationen“ nur äußerst lose mit der Praxis des Studiums verbunden.<sup>7</sup> Es ist auffällig, wie die häufig mehrere hundert Seiten langen Beschreibungen für einen Studiengang dazu geführt haben, dass die Differenz zwischen immer umfassender werdenden Beschreibungen von Modulen, Veranstaltungen und Prüfungen einerseits und dem faktischen Ablauf des Studiums, der Vorlesungen und Seminare sowie den realen Prozessen beim Verfassen von Klausuren und Hausarbeiten andererseits immer größer geworden sind.

Die für Hochschulpolitik zuständigen Landesminister könnten ein einfaches Verfahren wählen, um zu sehen, welcher Fiktion sie mit der Orientierung der Module an Kompetenzen jetzt schon aufsitzen. Sie müssten bei ihrem nächsten Besuch an einer deutschen Universität oder Fachhochschule einen x-beliebigen Lehrenden oder Studenten fragen, was denn das Kompetenzprofil des gerade bedienten bzw. studierten Fachmoduls ist. Bestenfalls würden sie mit ihrer Frage irritierte Blicke ernten, schlimmstenfalls schallendes Gelächter der Studierenden. Zu groß wäre die Verwunderung darüber, dass jemand ernsthaft glaubt, dass die Modulhandbücher von irgendjemandem an der Hochschule gelesen, geschweige denn ernst genommen werden.

Hintergrund dieser doppelten Wirklichkeit an den Hochschulen ist, dass die Erstellung der Kompetenzprofile als notwendige Pflichtaufgabe im Zuge der Akkreditierung von Studiengängen angesehen wird, deren Erledigung dazu dient, externe Vorgaben zu erfüllen.<sup>8</sup> Deswegen werden die Kompetenzprofile von Modul zu Modul mit Copy-and-Paste übertragen und bestenfalls noch leicht modifiziert, oder die Kompetenzprofile werden gleich als „Serviceleistung“ für die Lehrenden durch die Stabsstellen der Fakultäten und Fachbereiche erstellt. Mit der Realität dessen, was in den Lehrveranstaltungen stattfindet, haben sie nichts zu tun. Aber statt auf diese doppelte Wirklichkeit an den Hochschulen mit einer Reduktion des Bürokrateniveaus in den Studiengangsbeschreibungen zu reagieren, drohen unter dem Label der Kompetenzorientierung die Rechtfertigungs- und Dokumentationspflichten an den Hochschulen noch ausgeweitet zu werden.

### Zum Sinn eines Studiums

Ein Aspekt darf man nicht übersehen: Der bisher vorrangig von den Bildungsplanern in den Kultus- und Wissenschaftsministerien und den Hochschulrektoren geführte Diskurs über Kompetenzorientierung ist nicht völlig spurlos an der Gruppe der Hochschullehrer vorbeigezogen. Seit einiger Zeit hört man Stimmen von Hochschullehrern, dass mit der Öffnung der Hochschule für (fast) jeden und jede letztlich kein Weg an der Trivialisierung der Studierenden vorbeiführe. Mit Wissenschaft, so der Tenor, habe ein Studium an einer deutschen Hochschule spätestens seit der

---

<sup>7</sup> Die Formulierungen stammen aus den Anforderungen der Kultusministerkonferenz an die Modulbeschreibung. Siehe KMK (2010): Ländergemeinsame Strukturvorgaben für die Akkreditierung von Bachelor- und Masterstudiengängen. Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 10.10.2003 i.d.F. vom 4.2.2010. Bonn: KMK, Anhang, S. 3.

<sup>8</sup> Darauf weist auch das Fachgutachten von Niclas Schaper für die HRK hin. Die Kompetenzorientierung werde, so die Klage Schapers, in vielen Bereichen des Studiums an deutschen Hochschulen bisher nur formal berücksichtigt und umgesetzt. Siehe Schaper, Niclas (2012): Fachgutachten zur Kompetenzorientierung in Studium und Lehre. Bonn: HRK Projekt Nexus, S. 6.

Bologna-Reform sowieso nichts mehr zu tun. Von den Schulen würden nur noch Duracell-Häschen kommen, und letztlich werde von den Hochschullehrern ja implizit erwartet, diese Häschen mit möglichst klein verpackten und genau definierten Kompetenzhäppchen zu füttern.

Spätestens seit der Umsetzung der Bologna-Reform komme es, so die Stimmen, vorrangig darauf an, Studierende mit möglichst geringem Aufwand mit Abschlusszertifikaten auszustatten. Die deutschen Hochschulpolitiker seien inzwischen nur noch daran interessiert, ähnlich hohe Akademisierungsquoten wie in Norwegen, Russland, Algerien oder Tunesien zu erreichen und damit den Erwartungen der Bildungsplaner in der OECD gerecht zu werden. Die Hochschulrektoren würden von den Landespolitikern über Leistungsprämien für Studierenden- und Absolventenzahlen angehalten, das Niveau an den Hochschulen immer weiter abzusenken, und den Fakultäten und Fachbereichen bleibe, so der Tenor, ja gar nichts anderes übrig, als diese Niveauabsenkung mitzumachen, um ihrerseits nicht im Rahmen der leistungsorientierten Mittelzuweisung Geldprämien zu verlieren. Insofern sei das Bekenntnis zur Herstellung möglichst vieler standardisierter Kompetenzhäppchen und deren möglichst kostengünstige Verabreichung an die Studierenden nur konsequent.

Dieser in einige Fachbereiche und Fakultäten langsam einsickernden Haltung ist eine gewisse Sinnhaftigkeit nicht abzuspüren. Vielleicht ist die Trivialisierung der Studierenden das wenn auch nicht unbedingt von allen intendierte, sich aber zwangsläufig ausbildende Ergebnis der mit der Bologna-Erklärung angestoßenen Studienreformen. Aber man erkennt in dem Entwurf der gemeinsamen Erklärung der Kultusministerkonferenz und der Hochschulrektorenkonferenz, dass sie eigentlich dieser Entwicklung, dass Studierende zu reinen Kompetenzaneignungsmaschinen werden, entgegenwirken wollen. Vielleicht sollten die für Hochschulpolitik zuständigen Minister vor der Verabschiedung ihrer gemeinsamen Erklärung mit den Hochschulrektoren noch einmal kurz innehalten, bevor sie auf den Zug der Kompetenzorientierung aufspringen und dadurch genau das Gegenteil von dem erreichen, was sie eigentlich anstreben.

*Stefan Kühl ist Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld. Zur Bologna-Reform ist von ihm das Buch „Der Sudoku-Effekt. Hochschulen im Teufelskreis der Bürokratie“ (transcript 2011) erschienen.*